

Vom Beruf des Diplomaten

Autor(en): **Mendelssohn Bartholdy, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 12

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Beruf des Diplomaten¹⁾

Von A. Mendelssohn Bartholdy

Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein im übrigen fast verschollener Minister Ludwigs XIV., der Marquis de Torcy, sich von seinem Ratgeber, dem Abbé Legrand, den Studienplan einer Diplomaten-Akademie ausarbeiten ließ, einer Schule der Gesandtschaftssekretäre, die bisher von den Botschaftern selbst auf gut Glück unter ihren jungen Anverwandten und Schützlingen ausgelesen und mitgenommen worden waren, um Frankreich in der Fremde zu vertreten, die aber nun künftig auf Staatskosten erzogen, gründlich geschult und in ihrem Wissen geprüft werden sollten, da kam Spott und Hohn über diesen ernstlich-biederem Anlauf zu einer neuen Diplomatie ganz natürlich aus dem Land, in dem des Herzogs von Marlborough Soldatenglück sich mit der derben Günstlingswirtschaft eines tollen Königshofs zu glänzendem äußerem Erfolg zusammengefunden hatte, aus Robert Harley's und Bolingbroke's und Queen Anne's England. Addison schrieb im *Spectator* am 19. Februar 1712 über diese neueste Spielerei des Hofes von Frankreich, die man nicht vollständig glauben könne, solange nicht dem Seminar strebsamer Jünglinge auch eine Schule schöner Reifrock-Diplomatinnen unter dem Zepter der Madame de Maintenon beigelegt sei, und er wusste auch die sechs Professoren der neuen Akademie zu nennen: zuerst ein Meister der Taschenspielerkunst, der den Neulingen zeigt, wie man Wachssiegel ablöst, Briefe öffnet und wieder verschließt, ohne dass der Empfänger es merkte; dann ein Tanzlehrer, der ihnen Pose und Verbeugung, Augenzwinkern und bedeutsames Wackeln des Kopfes beibrächte, und noch ein Zeremonienmeister, der sie lehrte, die Treppen hinauf- und nicht hinunter zu fallen. – Aber auch an geistlicherem Rat soll es nicht fehlen: in der neuen Schule wird zu lernen sein, wie der Diplomat, nach dem Stand der Uhr gefragt, antworten kann, ohne sich im geringsten festzulegen, sofern es nicht höchster Geschicklichkeit gelänge, solch verfängliche Frage ganz abzubiegen, oder wie er mit Probabilitätslehre, Mentalreservation und mit der Doktrin von dem Souverän, der niemals im Unrecht sein kann, den Nutzen des eigenen Staates zu fördern, schließlich aber gar als Meisterstück den Beweis dafür zu erbringen vermöchte, dass dieselbe Formel eines Staatsvertrags zwar alle

¹⁾ Rede, gehalten bei der Jahresfeier der *Deutschen Hochschule für Politik* in Berlin am 30. Oktober 1926.

anderen Fürsten von Europa wirksam binde, seiner Allerchristlichsten Majestät von Frankreich aber frei ließe zu handeln, wie ihr gut dünkt.

Wie haben sich doch die Zeiten gewandelt, und nicht zum Schlechteren! Der tapfere Versuch, den der französische Minister mit jener Akademie unternommen hatte, misslang, und die Leute eines keineswegs sauberen Handwerks mochten darüber triumphieren. Heute aber, in einer Zeit der allgemeinen politischen Not, die jenen vorrevolutionären Höfen und ihren politischen Pamphletisten allerdings nicht einmal zu ahnen möglich war, ist überall die Erkenntnis durchgebrochen, dass gerade diesem Beruf die höchste Bildung, eine Schule der Bürgertugend ebenso wie des weltmännischen Wissens, gesichert werden müsse. Der wiederum in Frankreich aus dem neuen Staatswillen nach verlorenem Krieg entstandenen *Ecole des Sciences politiques* folgend, sind nach dem letzten Krieg, wie in einer Ahnung davon, dass Siegern und Besiegten für dieses Mal gleichermaßen eine bessere geistige Rüstung ihrer auswärtigen Politik nottue, in England, in den Vereinigten Staaten, in Deutschland Institute und Akademien gegründet worden, aus deren Forschung und Lehre der Diplomatie eine neue sichere Richtung gewiesen werden soll. Indem ich das Thema nenne: « Vom Beruf des Diplomaten, » weiß ich auch, dass mir hier, wo ein Weg in die Zukunft zu suchen ist, vor allem im Sinn liegt nicht eine Theorie und Doktrin, aus dem Stand der Sterne am Begriffshimmel abgelesen, sondern ein Vorgang der Wirklichkeit, Menschen, die ich den rechten Weg gehen sehe.

Unter den Leistungen, die unser Volk in den letzten fünf Jahren, beharrlich durch Unglück und Zwietracht sich hindurcharbeitend, vollbracht hat, ist eine wenig beachtete und selbst im vertrauten Kreis selten besprochene mir immer besonders merkwürdig erschienen: ich meine den Aufbau der deutschen Vertretungen im Ausland nach dem Krieg. Die Stelle, an der ich stehe, ist kein Platz für Streit über das tägliche Geschehen um uns her. Wird hier vom Beruf des Diplomaten gesprochen, so nur in dem allgemeinen Sinn, in dem wir jedem Stand und Beruf im staatlichen Gemeinschaftsleben, in der menschlichen Gesellschaft und schließlich in der Ausbildung des einzelnen Menschen zu höchster Fähigkeit seinen eigentümlichen Wert zuerkennen – einen dauernden, ja einen, an der menschlichen Zeitrechnung und am menschlichen Gedächtnisvermögen gemessen, ewigen Wert. Aber ich wäre nicht ehrlich, wenn ich nicht bekennete, wie stark ich doch bei allem, was ich zu sagen habe, unter dem Eindruck des politisch Gegenwärtigen stehe, dem Eindruck des Beispiels, das die deutsche Diplomatie der Nachkriegszeit gibt.

Nicht nur die äußere Macht des Reichs war zerschlagen; das Gesicht war verloren. Deutschland hatte, als die Habsburgische Monarchie zersammergebrochen war, keinen Botschafter mehr in der Welt. In den neutralen Ländern saßen noch deutsche Gesandtschaften, aber in der fliegenden Hast jener Zeit war auch in ihnen kein Bleiben und Beharren mehr. Argentinien, Chile, Mexiko waren, der Form nach, im friedlich-diplomatischen Verkehr mit Deutschland geblieben, in Wahrheit abgeschnitten. Neue Staaten waren in die Reihe der Souveräne eingetreten; Deutschland bei diesen Staaten zu vertreten, die in der Verwirrung der Siegeszeit ihr Dasein unserer Niederlage und dem engsten Verbundensein mit unseren Gegnern fast mehr als der eigenen Kraft zu verdanken meinten, war eine neue und schwere Aufgabe. Indessen wäre aus dem Nichts zu schaffen eine gewaltige Anstrengung, doch immerhin eine Tat gewesen, zu deren Gelingen eben die völlige Freiheit des Willens hätte mithelfen können; man sieht ja auch einem jungen Staat, der zum ersten Mal mit seinen Gesandtschaften in aller Welt aufzieht, überall mit freundlicherer Nachsicht, vielleicht auch einer gewissen mildstimmenden Neugier entgegen, ganz anders wohlwollend als bei einem bloßen Personenwechsel im festen Gefüge einer alten Diplomatie. Aber was Deutschland zu leisten hatte, als von 1920 bis 1922 die Großmachtbotschaften wieder errichtet, die Verwirrung rascher Versuche eines revolutionären Sendbotentums wieder in Ordnung gebracht und schließlich eine stattlichere Zahl von Auslandsvertretungen geschaffen werden musste, als wir sie vor dem Kriege gehabt; als dann diesen Abgesandten Deutschlands die Doppelaufgabe gestellt war, ihr Vaterland zu vertreten bei dem einzelnen Staat ihrer Mission, zugleich aber auch, da Deutschland von dem gemeinsamen Verband der souveränen Staaten, dem Genfer Völkerbund, noch ausgeschlossen war, jeder auf seinem besonderen Posten, Deutschland zu vertreten vor dieser Staatengesamtheit, es vor einem ideal gedachten Völkerbund als ein würdig-tüchtiges Glied der großen Völkerfamilie zu zeigen – das alles war zu leisten nicht aus der Fülle eines jung bestellten Erdbodens heraus, der noch alle seine satten Kräfte in sich hat und dessen Frucht frei unter dem ausgebreiteten Licht des Himmels aufwachsen kann, sondern aus einem alt und bitter umstrittenen Feld, in dem die toten Reste vieler hundert Schlachten verscharrt sind, aus einem vielfach verpfändeten Schuldenacker, der auch in guten Jahren nie einen Überschuss getragen hatte.

Überall und zu allen Zeiten war der Krieg ein Feind der friedlichen Kunst, von der wir sprechen; nicht nur ein Bramarbas redet, das bloße

Schwert in der Hand, halb verächtlich, halb ingrimmig von der Feder. Aber noch nie hat so wie im vierjährigen Krieg aller durch das blutigste Handeln unerlöst gebliebene Zorn der Völker sich über die ergossen, die das Wort und die Feder geführt und sich damit bis in den Sommer 1914 hinein stärker gedünkt hatten als die lange wartenden, nun nicht mehr zu haltenden Heere der Bewaffneten; und je deutlicher in den vier Jahren wurde, dass das Wüten der Gewalt ohnmächtig war und dass zuletzt wieder eine geistige Entscheidung fallen werde, desto lauter wurden in sinnlosem Jammer die Klagen und Verwünschungen gegen den Diplomaten, der an all dem die Schuld trüge. Und so kam denn zuletzt über die deutsche Diplomatie das Schicksal, in dem wir keine Erscheinung eines einzelnen Falles, sondern eine allgemein gültige Erfahrung jedes verlorenen Krieges sehen müssen: unterliegt ein Staat im Waffengang, so büßen das am härtesten die Leiter und Führer seiner auswärtigen Politik. Denn die siegreichen Feinde wollen ihren Erfolg der Gerechtigkeit ihrer Sache zuschreiben können, um das Tedeum aus voller Brust zu singen, und so klagen sie die Diplomatie des Unterlegenen an, böswillig und gewissenlos den Krieg herbeigeführt zu haben. Im eigenen Land aber will man, über den unglücklichen Ausgang verbittert, doch bis zuletzt an dem Glauben festhalten, dass die Waffen ehrlich und gut geführt worden seien, und wirft den Diplomaten vor, dass sie in eitlem Überschätzen ihrer Friedensmittel sich rücksichtsloser Rüstungspolitik entgegengestellt, die bessere Einsicht der militärischen Sachverständigen, die den Krieg längst kommen gesehen, missachtet und wohl gar in schmählicher Bewunderung ausländischen Wesens vergessen hätten, dass dem Mann seine Heimat über alles in der Welt sein muss.

Zwischen solchem Misstrauen des Auslandes und solchem Mangel an Vertrauen in der Heimat haben die deutschen Diplomaten seit dem Jahre 1921 ihren Dienst tun müssen. Sie dürfen Achtung fordern für das, was nicht Zufall oder Gunst des Glücks, sondern ehrlicher Lohn ihrer Arbeit ist. Sie haben die Dankbarkeit wenigstens eines Volkes verdient, das nichts als solche Dankbarkeit zu geben hat. Nicht vergessen sei in dieser Dankbarkeit der erste Reichspräsident, in dessen Hand die Bildung des neuen diplomatischen Korps gelegt war; er hat gut gewählt; er schätzte an denen, die er das Deutsche Reich draußen vertreten hieß, das was er selbst als gute deutsche Art in sich hatte: Mut und Offenheit der Meinung, Verachtung des bloßen Scheins, Sachlichkeit, guten Willen zum Verstehen des anderen, Treue des Dienstes auch bei schlechtem Lohne. Nicht vergessen seien die Minister, die als Leiter der auswärtigen Politik unter den

Wechselfällen innerer Krisen kamen und gingen, die Kontinuität des Dienstes aber höher achteten als Rücksicht der Partei und persönliche Meinung. Aber mein Lob gilt heute den Diplomaten selbst, und ich denke an ihr Beispiel, wenn ich vom Beruf des Diplomaten spreche nicht wie vom Beruf einer Zunftgesellen- und Meisterschaft, sondern wie vom Beruf innerer Hingabe des Menschen an sein Werk.

Sie sind aus mancherlei Berufen gekommen, wenn ich das Wort im äußerlichen Sinn nehme: der eine war Kaufmann, Herrscher, Industrieller, der andere Schriftsteller, Parlamentarier, Journalist; unter denen, die für den diplomatischen Dienst geschult waren, der eine ein Mann der Rechtsabteilung, der andere vom Konsulat oder aus den Kolonien herübergenommen, ein dritter jung aus der Friedensschule gerissen, im Krieg Offizier; zwei oder drei nur, die schon vor dem Krieg im Auslandsdienst gestanden hatten – wie konnte diesen in der Not des Augenblicks gewählten, im allgemeinsten Zusammenbruch der staatlichen Gewalten doch nur wie durch unvernünftigen Zufall verschont gebliebenen, diesen äußersten Vorposten Deutschlands in einer feindlichen oder doch gleichgültig müden Welt, einer Handvoll Menschen unter hundert und aberhundert Millionen, zu denen sie geschickt waren: wie konnte ihnen ihre Arbeit gelingen? Fünf Jahre sind es her, dass wir ausgeschlossen sein sollten aus dem Verkehr, den Menschen Auge in Auge pflegen, ausgeschlossen vom Handschlag, der das ehrlich unmittelbare Wort bekräftigt. Heute erscheint es den Meisten draußen in der Welt schon wie schlechter Ton, daran zu erinnern. Vertrauen ist gewonnen; selbst freundschaftlicher Rat wird gesucht.

Fünf Jahre: wer sie in ihrer unseligen Verworrenheit hier im Land erlebt hat und meinen möchte, diese Zeit sei wahrlich lang genug zur ernüchterten Besinnung, dem rufe ich jene lehrreiche Geschichte in die Erinnerung, die wir aus den veröffentlichten Akten des Auswärtigen Amtes kennen – ich glaube, sie steht im achtzehnten Band der Sammlung – die Geschichte von dem deutschen Botschafter, der dreißig Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg, im Sommer 1901, nach Paris kam und sich nicht genug darüber wundern konnte, wie man ihn so freundlich, ja mit offenen Armen aufnehme und wie die Türen der Gesellschaft sich ihm öffneten, dem Grandseigneur aus polnischem Adel, der aber doch der Botschafter des Feindes von ehemals, von 1870/71, war. Er stand mit seinem Erstaunen darüber, dass dreißig Jahre so versöhnend wirken könnten, nicht allein. « Je vous affirme », sagte ihm der spanische Botschafter, « que la manière dont vous avez été reçu à bras ouverts par toutes les

classes de la société parisienne et par la presse, est tellement extraordinaire et surprenante que j'en suis aussi stupéfait que nos collègues et que cela cause de l'inquiétude en Angleterre. »

Dreißig Jahre damals und fünf Jahre jetzt: wir dürfen uns der Lehre dieser Zeitverschiedenheit nicht verschließen. Von neuem frage ich: Wie ist das vollbracht worden? Worin finden wir den Schlüssel dafür, dass gerade jetzt und hier dem Beruf des Diplomaten eine Rechtfertigung wurde, die sich für das Fach des Diplomaten auch der feinste Kenner nicht hätte erhoffen oder gar mit Sicherheit vorhersagen wollen? Ich lese die Antwort aus der einfachen Erinnerung daran heraus, dass diese Männer, die nach dem Krieg bereit waren, für Deutschland vor die Welt zu treten, den Willen zu ihrem Volk, den Mut zu ihrem Volk fester als andere hatten. Wir sind nicht hier, um den Stab zu brechen über irgendeinen, der in der Bitterkeit seines Herzens ohne allen Glauben an das langsame Mahlen der Mühlen Gottes sich abseits gestellt hat, grollend und feindselig gegen das Tun einer Welt, in der nur Unrecht zu gedeihen schien. Wir richten nicht über den, der in sich selbst eingeschränkt nur das nackte Leben zu fristen dachte, und wir wollen selbst die nicht tadeln, denen die letzte gebliebene Kraft eben noch zum Hass gegen den Bruder genug zu sein schien – auch sie glaubten ihr Schicksal zu erfüllen. Aber besser als sie dienten dem Vaterland die Deutschen, die in der Zeit äußerster Erniedrigung noch ein Volk und ein Reich sahen und sich zu ihm bekannten, ein Volk und ein Reich, für das sie einstanden vor aller Welt. Denn dies ist, früher vielleicht manchmal durch höfisches Zeremoniell verdunkelt, doch immer das innerste Wesen des anscheinend so kühl formalistischen Berufs gewesen, dass der Abgesandte sein Volk darstellen, ja, dass er in allem, was die Ausländer von ihm sehen und hören, dieses Volk sein muss. Er muss sich, um sein Amt recht zu erfüllen, eins fühlen mit seinem Volk; selbst der Verbrecher aus der Menge dieses Volks, der gejagte Flüchtling muss ja noch einen Platz finden in dem Asyl der großen Heimatliebe, die dieser sein vornehmster Landsmann in der Fremde hat. Er muss die Kraft besitzen – wir wissen es, eine fast übermenschliche Kraft –, sich dieses Einssein mit seinem Volk nicht trüben zu lassen durch Zwiespalt, der die Heimat im Innern zerreißt. Er muss – ich weiß, wie viel damit verlangt wird und wie wenig die Welt willens ist, gerade dies zu gewähren – er muss die lebendig überzeugende Widerlegung jener verderblichsten Falschheit sein, die einem Volk von außen her innere Scheidung aufzwingen will. Ein kaiserliches oder ein republikanisches Deutschland? Ein Poincaristisches Frankreich oder ein Frankreich, das auf Caillaux hörte? John Morley's

England oder Edward Greys'?) Kein Fremder hat das Recht, solche Scheidung zu ziehen. Wir stellen ihm, und jedes Volk tut das mit gleichem Recht, das Einssein entgegen, das sich im Abgesandten verkörpert. In diesem sind wir gezwungen, einig zu sein.

Unsere Sprache gibt dem Diplomaten zwei Namen, auf die er stolz sein kann, und wer das Gefühl zur Sprache der Heimat wie zu einer Mutter seines Denkens hat, für den ist in diesen Namen alles Gute und Hohe des Diplomatenberufs beschlossen. Botschafter und Gesandter: wir wollen einmal hindurchhören durch den Exzellenztitel und die goldbestickte Uniform in das Wesen der beiden Worte hinein; dann stehen sie kräftig klingend vor den blässeren Namen ihrer lateinischen und angelsächsischen Amtsgenossen, des päpstlichen Legatus, des *Ministre plénipotentiaire*, des Ambassador, denen nur das Dienstmännische ihrer Stellung gemeinsam ist: der Legat ein in seinem Auftrag gebundener, der Minister ein mit besonderer Vollmacht ausgerüsteter Diener seines Herrn, der Ambassador, ob man ihn gotisch oder keltisch-wallisisch ableitet, ein beamteter Gefolgsmann. Gesandter und Botschafter aber: hier zeigt sich mehr an als ein bloßer Diener, ja fast scheint in dem Wort eine über das Menschliche hinausreichende Aufgabe gestellt zu sein, da es uns an die gute Botschaft erinnern will, die auf den Flügeln der Engel getragen zu den Hirten auf dem Feld kam und ihnen offenbarte, dass die ferne, im Unbekannten von ihnen geahnte Macht, von der diese Boten kamen, keine finster drohende Gewalt des strengen Gesetzes und der unerbittlichen Vergeltung sei, sondern Frieden biete und guten Willen auf Erden.

Und lassen Sie uns aus diesem Bild das eine festhalten: selbst die Engel nehmen ihre Glorie des Lichts aus dem, was sie verkünden. Wo die Botschaft nicht gut ist, da kann Formkunst und Erscheinung dessen, der sie ausrichtet, nichts helfen. Auf das Volk, das den Botschafter sendet, fällt die letzte Verantwortung. Dies Volk sei mutig, hilfreich, gerecht, damit er es den Leuten im Lande seiner Sendung so darstellen könne; dies Volk gebe ihm guten Willen mit auf den Weg, dass er damit die Fremde erkenne in allem, was an ihr zu kennen wert ist, in ihren Kräften und Tugenden erkenne. Und zuletzt gewähre das Volk seinem Abgesandten Treue um Treue: berichtet er der Heimat gute Antwort, die ihm auf seine Botschaft geworden ist, dann höre sie auf ihn.

Darstellung des Besten am eigenen Volk vor dem Ausland, Erkennen der guten Kräfte im Land seiner Mission und ehrliches Lob dessen, was ihm Gutes begegnet, in seinem Bericht an die Heimat: das sind die drei Grundaufgaben, die wir dem Diplomaten zu lösen geben.

Kann die « neue Diplomatie », von der die letzten Jahre uns viel begeistert Hoffnungsvolles und auch manches kritisch Bedenkliche haben hören lassen, dem Abbruch tun? Ich glaube nicht. Ich sehe, wenn von dieser neuen Diplomatie gesprochen wird, den langen Zug der hundert und aberhundert Diplomaten aus aller Herren Länder vor mir, die aus den sechzehntausend Berichten und Instruktionen des großen Aktenwerks, das wir veröffentlichen, so lebendig sprechen, als wären nicht die meisten längst verblichene Schatten einer Zeit, an die sich die Alten unter uns kaum noch erinnern: Bismarcks Bündnishelfer, den trefflichen Prinzen Reuß, Keudell, Radowitz; die beiden Schuwaloffs, Károlyi, de Courcel; den schwarzgelben Beust dagegenspielend in London und Paris, Odo Russell, der Bismarcks Vertrauen so schmähdlich betrog, und Harry Arnim, den unglücklich Überschätzten; die Diplomaten der unsicheren Zeit um die Jahrhundertwende, den Marquis de Noailles, Montebello von der russisch-französischen Allianz, Bülow in Rom und Tornielli, den Voraussager der Westmächte-Entente, in London; die beiden Österreicher, die sich ihre Balkanpolitik für die spätere Ministerzeit von der Botschaft in Petersburg holten, Aehrenthal und Berchtold; die Freunde der Könige und Präsidenten, Sternburg in Washington, Soveral und Mensdorff in London; Marschall in Konstantinopel und Metternich in London, jeder auf seine Art den tragischen Kampf für seine eigene Politik gegen das kämpfend, was sie für Schwäche, Lauheit, Unvermögen des Amtes ansahen; die Begründer der Entente: Hardinge, Nicolson, Benckendorff, Barrère, Tittoni, Paul Cambon, Iswolski, und ein wenig einsam unter ihnen die ganz sachlichen, für keine Parteipolitik des Völkerlebens eingespannten Vermittler: den russischen Rosen in Tokio und Washington, Constans in Konstantinopel, James Bryce – und so unendlich verwirrend die Vielheit der Sprachen und Gebärden unter ihnen, so scheinen sie doch mit einem Mund ihr Werk verteidigen, die alte Diplomatie loben zu wollen, selbst um den furchtbaren Preis, dass sie sich unter einander anklagen der Schuld am Krieg, in dem ihr Tun geendet.

Aber ich glaube, wer wie wir Herausgeber des Aktenwerks Jahre lang in diesen Zeugnissen ihrer Arbeit und Mühe gelebt und sich bemüht hat, einen Schluss aus dieser großen Abrechnung über die Große Politik der europäischen Kabinette von 1871–1914 zu ziehen, der wird daraus hervorgehen nicht mit einer Anklage gegen diesen oder jenen unter ihnen, dass er Schuld trage am Krieg, sondern hervorgehen erfüllt von einem ungeheuren Mitleid mit denen, die ihre ganze Lebenskraft und allen heiligen Eifer für die Größe ihres Landes an die vergebliche Arbeit in einem zum

Misslingen verurteilten System gesetzt haben. Und wer so sehen gelernt hat, der kann in der Tat auf die neue Diplomatie, die Diplomatie der Ministerkonferenzen, die Diplomatie von Rapallo und London, von Locarno und Thoiry hoffen. Denn dies ist der Wendepunkt: damals die mittelbare Verhandlung mit dem dreifach möglichen Missverständnis der Instruktion zu einem Staatsgespräch, der erinnernden Aufzeichnung über dieses Gespräch, des Berichts über dieses Gespräch; damals die beiden von einander unabhängigen und kraft strengster Etikette niemals vergleichbaren Niederschriften über das unter vier Augen geführte Gespräch des Ministers mit dem Botschafter, zwei Niederschriften, die selbst beim besten Willen Beider nicht völlig übereinstimmen können, die aber nun mit ihren Verschiedenheiten fortwirken in den Kanzleien der Ämter, Missverständnis, Enttäuschung, Misstrauen erzeugend; damals das Dazwischenschieben des Diplomaten, dem selbständiger Wille und eigenes Urteil bald zur Pflicht gemacht, bald schwer verdacht wurde, der immer gewärtigen musste, sich verleugnet zu sehen, der immer in Versuchung war, zu berichten, was seinen Oberen gefiel, oder in der Gefahr, sich missachtet und verhasst zu sehen, wenn er Unliebsames meldete. Jetzt aber, in den Zeiten der Entscheidung wenigstens, die Verantwortlichen selbst von Mund zu Mund, Auge in Auge sprechend, ohne den bequemen Sündenbock, der in die Wüste geschickt werden könnte, und gerade dadurch, dass es nur die beiden verantwortlichen Führer allein sind, mit aller möglichen Gewähr für das Ausschalten des Persönlichen, für die Unmittelbarkeit des sachlichen Gedankenaustausches. Denn nicht um die Öffentlichkeit geht es, aber um die Offenheit zwischen Mann und Mann; nicht um die Form der Mündlichkeit oder Schriftlichkeit, aber darum, dass die beiden Auge in Auge stehen, während sie für ihre Völker sprechen. Und darum vor allen Dingen, dass ihre Rede ein Tun ist, für das sie selbst kraft ihrer Führerschaftsverantwortung einstehen müssen.

Und nun spreche ich zum Schluss freilich nicht mehr nur vom Beruf des Diplomaten, sondern vom Beruf des Staatsmannes. Im Menschen lebt – daran glauben wir, die wir auch in dunklen Zeiten nicht verzweifeln – das Bedürfnis, zu vertrauen, zu ehren, zu lieben, und nicht die großen Toten nur, lebendige Menschen, die sichtbar vor dem Volk auf seinem Weg hergehen.

Das waren einstmals die Helden, die in der Feldschlacht dem kämpfenden Volk voranschritten, die Tapferen von Thermopylae und, hell durch die Zeiten leuchtend, Winkelried, wie er die Speere der Ritter auf seine Brust zusammendrückt. Aber wir wissen, und niemand weiß es mit

tieferem Leiden als die besten unserer Soldaten, dass der Krieg die Waffen der Tapferkeit abgelegt hat, zum Mittel des Hungers, zum Mittel des Gifts greifend; wir werden in ihm noch die Größe des leidenden Opfers, nicht mehr das Heldentum der freien Tat bewundern können. Und wir sehen ein Walten des unbeirrbar gerechten Schicksals darin, dass nun unser Blick, nach einem Voranschreitenden ausschauend, auf den Staatsmann fallen kann, der, im ehrlichen Bemühen um eine gerechte Ordnung zwischen den Völkern, den Anteil seines Volkes am gemeinen Nutzen der Menschheit darzustellen berufen ist. Sie werden, dieser Minister und seine Diplomaten, nicht zum Verstecken und Verbergen berufen sein, sondern zum klaren Offenbaren dessen, was ihr Volk der Welt wert ist. Sie werden die Kraft nutzen dürfen, zu der sich vormals nur der Größte unter ihnen, und auch dieser viel darum gescholten, bekannt hat, die Kraft der ehrlichen Wahrheit, die doch am längsten währt. Und wir wollen hoffen, dass man von ihrem Werk, der Darstellung des Deutschen, wird sagen können, was einer der klügsten Menschenbeobachter, die je gelebt, was Dr. Johnson vor zweihundert Jahren über Swift sagte, als sein Buch von den Reisen Gulliver's in ferne Lande, am 28. Oktober 1727 zum erstenmal gedruckt, den Siegeslauf durch die Welt und die Jahrhunderte angetreten hatte:

« Sein Stil passt gut zu seinen Gedanken, in denen er niemals kleinlich spintisiert, sich auch nicht mit glänzenden Einbildungen schmückt noch in weit hergeholter Gelahrtheit brüstet. Er hofiert den Leidenschaften nicht; er will nicht verblüffen und nicht bewundert sein. Immer ist er wahr gegen sich selbst – und deshalb vertraut ihm die Welt. »